Der Hausfreund

UNTERHALTUNGSBEILAGE ZUM „OSTDEUTSCHEN VOLKSBLATT“

Nr. 36 | Lemberg, am 13. September (Scheiding) | 1931

Zwischen zwei Meeren

Ein Kleinstadtroman von Elsbeth Borchart

7)

Maren hatte sich unbemerkt fortstehlen wollen und stand schon an der Tür, die aus dem Laden zu den Zimmern führte. Bei dem Anruf wandte sie sich erschreckt um:

„Wünschen Sie etwas, Herr Direktor?“

„Jaaa —,“ er kam näher auf sie zu, während Carsten abgewandt stand und den Ring in den großen Wandschrank verschloß. „Was haben Sie, kleine Maren?“ fragte er leise.

„Ich? O — nichts.“

„Habe ich Ihnen etwas getan?“

„Ach, nein —,“ wehrte sie, innerlich bis aufs Blut gepeinigt und sah ihn doch lachend dabei an. Aber in ihren Augen standen Tränen.

„Auf Wiedersehen, Fräulein Maren!“

„Auf Wiedersehen, Herr Direktor!“

Sie knixte artig, während er ihre Hand ergriff. Sein Druck schmerzte sie fast.

Dann ließ er ihre Hand los, trat wieder zum Ladentisch und verabschiedete sich von Niels Carsten.

Maren blieb höflichkeitshalber stehen, bis er nach einem letzten Blick und freundlichem Zunicken zu ihr den Laden verlassen hatte. Der Boden brannte ihr unter den Füßen.

„Vadder — ick gah — Mudder helpen,“ brachte sie noch mit leidlich fester Stimme hervor, und ohne erst die Antwort des Vaters abzuwarten, eilte sie hinaus, aber nicht in die Küche zur Mutter, sondern nach oben in ihr Jungmädchenstübchen. Dort sank sie vor ihrem Bett in die Knie und weinte in sich hinein.

In der Fabrik herrschte der gewohnte Arbeitslärm.

Volkers ging wie jeden Morgen durch alle Säle. Dort standen die neuen Maschinen und arbeiteten, daß es eine Lust war. Die Arbeiter, die anfangs über diese Neuerung gemurrt hatten, wohl aus Furcht, durch die Arbeitskraft der Maschinen entbehrlich werden zu können, waren jetzt, nachdem sie ihre Furcht als unbegründet erkannt hatten, Feuer und Flamme. Was diese Maschinen an einem Tage schafften, ging fast ins Unglaubliche.

„Na, Lüd, wat seggt ji nu dortau?“ fragte er in seiner frohen Stimmung fast ungewollt auf plattdeutsch.

Ganz verblüfft starrten die Arbeiter ihn an.

„Sei snaken uns' Platt — Wo hebbt Sei dat lirt?“ brach ein beherzter Weber den Bann.

„Ja, dat lirt sich all; ick lees' jo ock de „Klock“.“

„Aewer Sei kunnen doch nicht in disse korte Tied —“

In seinen Augen irrlichterte der Schalk:

„Dat will ick ju bewiesen un vun nu an ümmer plattdütsch mit ju snaken.“

Wie da die Augen aufleuchteten und über die arbeitsharten Gesichter ein heller Schein lief!

Mißtrauen, das sie einst dem „Butenländer“ entgegengebracht hatten, war zwar längst in Anerkennung, Hochachtung, ja, Bewunderung verwandelt worden, aber der innere Kontakt war erst heute hergestellt, als er ihre Muttersprache mit ihnen redete und wie redete! Nicht wie ein Fremder und Ausländer, sondern wie ein geborener Holsteiner — Neumünsteraner fast. Dadurch fühlten sie sich ihm näher gerückt, und sie wurden inne, daß der Mann mit dem tatkräftigen Wollen, dem genialen Geist nicht nur das Wohl der Fabrik, sondern auch ihr eigenes im Auge habe. Das hatten sie besonders gefühlt, als die neuen Maschinen kamen und die ge[illegible] Entlassungen ausblieben. „Nicht zu eurem Schaden, sondern zu eurem Wohle sollen sie dienen,“ hatte er ihnen gesagt. „Kein einziger von euch wird darum entlassen werden. Tue nur jeder seine Pflicht, so wird er bald die Erleichterungen spüren, die ihm die neuen Maschinen verschaffen. Wir müssen zusammenstehen, ihr und ich — ich kann nichts ohne euch und ihr nichts ohne mich. Keiner ohne den anderen, jeder für den anderen und somit jeder für sich selbst.“

Wie diese Worte damals gezündet hatten! Man hatte einsehen gelernt, daß die anfangs mit Murren und Widerstand aufgenommene Strenge des neuen Direktors nötig gewesen war, um Ordnung zu schaffen. Zu ihrer aller Bestem war es geschehen. Das ging jetzt alles wie am Schnürchen, und doch ruhten die unzähligen feinen Fäden in der einen kräftigen Hand, die sie alle lenkte.

Schade, daß er ein Amerikaner war!

Als Georg Volkers die Fabrikräume verließ und auf den Hof trat, kam ihm ein kleiner, barfüßiger Junge entgegengelaufen, blieb vor ihm stehen und sah keck zu ihm auf.

„Was willst denn du?“ fragte Volkers verwundert zu dem Knirps herabsehend.

„Fräulein Helga schickt mi.“

„Fräulein — Helga?“ Ein eigenartiges, blitzschnelles Zucken lief über sein Gesicht. „Wer bist du, Kleiner?“

„Ick bün doch Fiete —“

„Fiete? Wer ist Fiete?“

„Fiete Krog,“ ergänzte der Knabe, „mien Mudder hett doch eenmal bi Fräulein Helga deint.“

„Und dien Vadder?“

„Is de Huswart vun de Villa Feddersen.“

„Ach so!“ machte Volkers, „und was sollst du mir bestellen?“

„Hier,“ sagte Fiete und reichte ein Briefchen hinauf.

Volkers nahm es schnell an sich.

„Es ist gut, Kleiner.“

Der Knabe trollte sich.

Volkers trat in den Flur des Verwaltungshauses und erbrach mit Spannung in den Mienen das Briefchen. Es enthielt nur eine Karte.

„Erwarte Sie im Garten — Helga.“

Langsam steckte er die Karte in den Umschlag zurück und ließ sie in seine Rocktasche gleiten.

Dann überlegte er sekundenlang, machte eine schnelle Bewegung, trat wieder auf den Fabrikhof hinaus und schlug den Weg nach dem Garten der Villa, der hinter dem Hause, versteckt vor den übrigen Fabrikgebäuden, lag, ein.

Helga stand an der Gartentür und schien ihn schon erwartet zu haben.

Wenige Schritte davon blieb er stehen, schlug die Hacken zusammen:

„Melde mich gehorsamst zur Stelle, gnädiges Fräulein!“

Ein jähes Rot flog über ihre Wangen, aber sie lachte, und ihr Gesicht strahlte ihm entgegen.

„Bitte — wollen Sie nicht eintreten?“

Er kam ihrem Wunsche nach, ergriff die dargebotene Hand. Darauf stand er wieder stramm:

„Was steht zu Ihren Diensten?“

„Wie formell!“ tadelte sie lachend.

„Gnädiges Fräulein hatten befohlen.“

Die Farbe auf ihren Wangen kam und ging in schneller Folge, aber sie bekämpfte ihre Befangenheit.

„Ach —,“ machte sie schmollend, „reden Sie nicht immer so. Hier setzen sie sich zu mir.“

Sie waren im Gespräch bis zu einem lauschigen Plätzchen gekommen, wo eine Gartenbank zur Ruhe einlud.

„Setzen —?“ fragte er zögernd.

„Sie haben natürlich keine Zeit, und die Arbeit wartet —,“ spottete sie.

„Aber — gnädiges Fräulein —“

„Fräulein Helga, bitte — so hatten wir es neulich vereinbart,“ warf sie ein.

„Richtig — also, Fräulein Helga — für Sie habe ich immer Zeit.“

„Das habe ich bisher noch nicht bemerkt, denn sonst hätte ich Sie an Ihr Versprechen, mich hier im Garten zu besuchen, nicht erst zu erinnern brauchen.“

„Ah!“ machte er und ließ sich neben ihr auf die Bank gleiten. „Das also war es.“

„Ja, das — ich glaubte — Sie würden von selbst kommen — nach unserem Ausfluge an den See —“

Er biß sich auf die Lippen.

„Verzeihung — das wäre allerdings meine Pflicht gewesen — “

„Nur Pflicht?“

Sie sah von unten herauf zu ihm auf; verführerisch glänzten ihre Augen.

Ihm wurde schwül zu Mute.

„Ich werde mein Unrecht wieder gut machen,“ gelobte er schnell, „und von heute an öfter in den Garten kommen, sei es auch nur für einige Minuten. Sie dürfen mir nicht zürnen, daß ich bisher so unhöflich war; Sie wissen, daß ich mit Arbeit überhäuft bin, gerade in dieser Zeit, wo die neuen Maschinen sich auszuwirken beginnen.“

„Ich zürne Ihnen ja gar nicht —,“ widersprach sie mit ihrem gewinnenden Lächeln.

Er verbeugte sich.

„Das ist sehr liebenswürdig von Ihnen — denn — ich habe es wohl kaum verdient.“

Sie lachte, denn sie sah in seinen Augen wieder den Schalk blitzen, der so belustigend und auch wieder aufreizend wirken konnte.

„Sie sind wirklich ein — unverbesserlicher Sünder!“ schalt sie.

„Sagte ich das nicht längst?“ fragte er durchtrieben. „Ich fürchte, Sie werden keinen Heiligen aus mir machen können.“

„Mit einem Heiligen wüßte ich auch nichts anzufangen,“ rief sie in kedem Uebermut.

„Nun also — dann stimmen wir ja vollkommen überein.“

Sie nickte, während ihre Wangen sich wieder mit einem rosigen Hauch überzogen. Es lag für sie ein prickelnder Reiz in diesem neckischen Wortspiel.

„Aber — jetzt im Ernst,“ sagte sie, ihre Augen zu Boden senkend, „was haben Sie sich eigentlich dabei gedacht, als ich Sie auf diese — etwas ungewöhnliche Art — hierher zitierte?“

„Nichts —“

Nichts — wenn er sie nicht so schelmisch dabei angesehen hätte, würde es beleidigend für sie gewesen sein.

„Das glaube ich Ihnen nicht,“ widersprach sie, „Sie waren vielmehr — im ersten Augenblick wenigstens — befremdet und — es war doch nur ein launiger Einfall von mir — Neugier, ob Sie mich — richtig verstehen würden —.“

„Sie wollten mich an meine Unterlassungssünde mahnen,“ erwiderte er.

„So ist es,“ stimmte sie zu.

„Dann bitte ich, nicht zu strenge mit mir ins Gericht zu gehen,“ bat er mit drollig zerknirschter Miene.

„Tue ich das?“ fragte sie mit weicher Stimme und einem Blick, der ihm das Blut durch die Adern trieb. Da ergriff er in leidenschaftlicher Aufwallung ihre Hand und preßte seine Lippen darauf, lange, innig.

Sie ließ ihm die Hand in einem unsagbar wonnigen Empfinden.

Da sprang er plötzlich, wie aus einem Rausch erwachend, auf.

„Wollen Sie schon wieder gehen?“ fragte sie, ihre zitternde Erregung unter äußerer Gleichgültigkeit verbergend.

„Die Pflicht ruft!“

„Die Pflicht und immer wieder die Pflicht,“ sagte sie halb schmollend, halb anerkennend.

„Pflicht und Ehre sind das Höchste im Leben des Mannes,“ erwiderte [illegible]

Und die Liebe? Sie sprach es nicht aus, sondern bewegte es nur in ihrem laut klopfenden Herzen.

„Auf Wiedersehen — Fräulein Helga.“

„Noch eins, Herr Volkers,“ hielt sie ihn zurück. „Vergessen Sie unser Fest im Tivoli nicht! Sie versprachen mir, hinzukommen.“

„So? Tat ich das?“

„Sie wollen doch nicht etwa streiken?“ rief sie erschrocken.

„Hm,“ machte er, „Sie wissen, daß ich noch ganz fremd in Neumünster bin.“

„Allerdings,“ bestätigte sie, „Sie haben sich bisher sehr zurückgezogen und noch in keiner Familie Besuch gemacht. Wollen Sie sich immer so verborgen halten?“

In seinem Gesicht zuckte es eigentümlich.

„Eine Weile wenigstens noch, bis ich hier aus dem gröbsten heraus bin und — vor den Neumünsteranern in Ehren bestehen kann.“

„Glauben Sie, daß nicht schon halb Neumünster von Ihnen spricht?“ fragte sie mit einem innerlichen Stolzgefühl.

„Man spricht von mir?“ Was?“ forschte er mit einer kaum verhehlten Spannung.

„Von Ihren Verdiensten — von den Neuerungen, die Sie eingeführt haben.“

„Und — sonst —?“

„Sonst?“ sie lächelte, „man kennt Sie nicht persönlich — —“

Seine Züge entspannten sich langsam.

„Ich werde versuchen, mich für den Abend im „Tivoli“ frei zu machen, Fräulein Helga,“ sagte er.

In ihren Augen blitzte es triumphierend auf.

„Ich halte Sie beim Wort, Herr Volkers!“

Sie standen sich gegenüber, Hand in Hand, ihre Blicke trafen sich. — Etwas Strahlendes, Verheißendes lag in ihren Augen. Da verabschiedete er sich schnell und verließ den Garten.

— — — — — — — — — — — — — — —

Am Spätnachmittage dieses Tages schlenderte Volkers durch die Straßen der Stadt. Scheinbar wanderte er plan- und ziellos, blieb vor diesem oder jenem Gebäude stehen, betrachtete die Auslagen in den Schaufenstern, die Gaststätten, Cafes und Kinos. Es schien nicht das Einzelne zu sein, was ihn fesselte, sondern der Gesamteindruck der Stadt, und dennoch ging er so sicher, wie einer, der ein bestimmtes Ziel verfolgt und der sich zurechtzufinden weiß in der fremden Stadt.

So überschritt er den größten Platz des Ortes, den „Großflecken“, ging die schöne Lindenallee entlang, bis sich das in gotischem Backsteinbau errichtete Rathaus seinen Blicken zeigte. Nicht lange hielt er sich davor auf, sondern bog in die Altonaer Straße ein. Hier ging er langsamer. Mit einer liebevollen Aufmerksamkeit betrachtete er die Umgebung, die Häuser, Läden, Gärten und Lagerplätze, bis er endlich vor einem stattlichen dreistöckigen Gebäude mit grünem Ziegeldach, in das der Mittelbau spitzwinklig eingefügt war, stehen blieb, und zu den großen bogigen Fenstern aufsah. Es war das städtische Gymnasium.

Was ihn an diesem Gebäude so fesselte, war nicht recht erfindlich, denn es wich, so stattlich es war, nicht besonders von anderen Schulgebäuden gleichen Stils ab. Jetzt gegen Abend lag es noch dazu wie ausgestorben. — Nichts regte sich, keine bunte Schülermütze war sichtbar, kein frisches, frohes Jungenslachen oder das bekannte sinnverwirrende Geräusch unzähliger Stimmen drang daraus hervor. Stille war ringsumher. Auch Fußgänger gab es wenige auf der Straße. Volkers konnte sich seinen tiefinnersten Gedanken und Empfindungen vollständig hingeben.

So vertieft war er, daß er nicht bemerkte, wie ein älterer Herr sich dem Schulhause näherte und auf derselben Straßenseite ihm entgegenkam. Erst, als er schon dicht heran war, sah Volkers auf und wollte nun höflich zur Seite treten. Plötzlich stutzte er — auch der fremde Herr blieb stehen, wie zögernd — mit weitgeöffneten Augen.

Da griff Volkers an seinen Hut.

„Verzeihung," stammelte er etwas unmotiviert und schritt schnell an dem älteren Herrn vorüber.

Dieser jedoch blieb stehen und sah dem Fortgehenden ganz verdutzt nach. War das nicht —? Nein, es war doch wohl Täuschung, denn sonst hätte der Andere nicht so fremd an ihm vorübergehen können. Aber diese Aehnlichkeit — diese Aehnlichkeit —!....

In tiefes Sinnen verloren ging der alte Studienrat Dr. Petersen seiner Wohnung zu.

Der große Saal des Tivoli war festlich erleuchtet. Das alljährliche Sommerfest, das die ersten Gesellschafts- und Industriekreise vereinte, hatte seinen Anfang genommen. Eigentlich hatte es, bis auf den Tanz im Saale, ein Gartenfest mit „italienischer Nacht" und Feuerwerk werden sollen, jedoch der schlechten Witterung wegen — es regnete schon den ganzen Tag über — mußte es auf den Saal beschränkt bleiben.

Eine stattliche Anzahl von Gästen hatte sich dazu eingefunden. Die Honoratioren der Stadt, darunter der Oberbürgermeister, einige Stadträte, die Vertreter der Behörden, der Justiz, des Lehramts und der Kunst mit ihren Familien vereinigten sich mit den Bürgern zu dem frohen Beisammensein.

Helga Feddersen hatte sich für diesen Abend besonders schön gemacht. Sie trug ein meergrünes Seidenkleid, das mit Straßperlen reich besetzt war und im Schein des elektrischen Lichtes verführerisch glitzerte und funkelte. Um den vollen weißen Hals lag eine Schnur echter Perlen. Sie sah schön aus und wußte das auch. Alle Blicke folgten ihr, als sie an der Seite ihrer Eltern den Saal betrat. An einem der für sie reservierten Seitentische nahmen sie Platz und bald darauf trat Heinrich Claasen, der Fabrikantensohn, der sie verehrte, an ihren Tisch, um sie zu begrüßen. Helga aber war zerstreut und gab nur einsilbige Antworten. Sie befand sich in einer fast fieberhaften Erwartung. Durch ihren kleinen Boten Fiete hatte sie Volkers heute noch einmal an das Fest erinnern lassen; aber sie war nicht sicher, ob er kommen werde, denn ein festes Versprechen hatte er ihr nicht gegeben.

Jetzt setzten die ersten Klänge der Musik ein. Die Mitte des Saales war für den Tanz vorbehalten.

Heinrich Claasen verbeugte sich vor Helga, und sie folgte ihm innerlich widerwillig, denn sie hatte diesen Tanz mit einem anderen tanzen wollen, der nicht erschienen war.

Plötzlich — mitten im Tanz — ging ein Ruck durch ihren Körper — ihre Züge belebten sich, ihre Augen bekamen einen tiefen Glanz und ihr Herz zitterte.

Volkers war in den Saal getreten. Am Eingang blieb er zunächst stehen und sah sich um, gleichsam das Terrain erkundend, dann schritt er langsam vorwärts an der Seite des Saales entlang, sich zwischen den Tanzenden durchschlängelnd, bis er den Tisch von Feddersens erreicht hatte. Verbindlichst begrüßte er seinen Chef und dessen Gattin.

An den Nebentischen saßen einige Familien, denen Feddersen seinen neuen Direktor vorstellte. Man hatte bereits von ihm gehört und war nun gespannt, seine persönliche Bekanntschaft zu machen. Doch wurden nur wenige Worte miteinander gewechselt — Höflichkeitsphrasen ohne Bedeutung. Die Musik machte eine eingehendere Unterhaltung auch unmöglich.

Endlich schwieg die Musik und Heinrich Claasen führte seine Dame, die das Ende des Tanzes fieberhaft herbeigesehnt hatte, zu ihrem Platz zurück.

Volkers, der Helga beim Tanzen beobachtet hatte, sprang sofort von seinem Stuhl auf und begrüßte sie.

Sie errötete heiß vor Freude und begann in ihrem lebhaften Temperament sogleich eine Unterhaltung mit ihm. Claasen, den Helga ganz vergessen zu haben schien, der aber noch immer an ihrer Seite stand, bat jetzt, sich räuspernd, vorgestellt zu werden. Helga erfüllte diesen Wunsch etwas unlustig, wie eine ihr im Augenblick lästige Pflicht, denn die Gegenwart Claasens störte sie.

„Sehr angenehm," sagte der junge Mann etwas linkisch, obgleich ihm diese neue Bekanntschaft gar nicht angenehm war, da sie Helgas Aufmerksamkeit gänzlich in Anspruch nahm und sie für ihn keine Zeit zu haben schien.

Da Helga auch weiterhin keine Notiz von ihm nahm, sondern mit Volkers lachte und plauderte, kam er sich überflüssig vor und zog sich an seiner Eltern Tisch zurück.

„Der nächste Tanz gehört mir, Fräulein Helga?" fragte Volkers jetzt leise.

Sie nickte strahlend Gewährung.

Welche Lust mußte es sein, mit diesem Manne, der nicht nur der stattlichste, sondern auch schönste in diesem Kreise war, zu tanzen! Als nun die Musik von neuem einsetzte und er den Arm um sie legte, fühlte sie ein wonniges Erschauern durch ihren Körper rieseln.

Wie er tanzte! Das war ein Schweben, ein Gleiten, ein Getragenwerden. — Hingebungsvoll ließ sie sich von ihm führen, schmiegte sich in seinen Arm, fühlte seine Blicke und erwiderte sie, vergaß die Umwelt und gab sich völlig einem bisher nie gekannten Rausch hin.

Das schöne Paar erregte Aufsehen. Man machte Bemerkungen, leise und lautere. Was war das für ein Fremder, den niemand bisher kannte, noch gesehen hatte — wie kam er dazu, mit der schönen Helga Feddersen zu tanzen?

„Deutschamerikaner — frisch importiert — Direktor von Feddersens Fabrik", hieß es. Die Frauen und besonders die jungen Mädchen wandten die Köpfe nach dem fremden Manne in dem vornehmen schwarzen Frack, den tadellos sitzenden Lackschuhen und dem bezwingenden Ausdruck seiner Züge. Sie beneideten Helga, „die immer etwas Besonderes haben mußte", und hofften im Stillen, daß er auch sie nachher zum Tanze holen werde. Die Herren hingegen verhielten sich steif und ablehnend. Wie durfte sich dieser „Butenländer" in ihre Kreise drängen? Er war von Feddersen eingeführt, aber — immerhin — —

Heinrich Claasen stand grämlich, verärgert in einer Ecke und verfolgte mit eifersüchtigen Gefühlen und Blicken das tanzende Paar.....

Helga bemerkte das nicht. Sie hatte nur den einen Gedanken und Wunsch, daß dieser Tanz kein Ende nehmen möge, daß sie so dahinschweben dürfte durch das ganze Leben, so losgelöst von aller Erdenschwere, so frei, so selig. Auf ihren Zügen prägte sich dieses leidenschaftliche Empfinden aus. Glutvoll und zugleich innig hing sie in seinem Arm.

Jetzt tanzten sie an der Eingangstür vorüber. Sie achteten beide auf niemand als auf sich selbst. Ihre Blicke waren ineinander verschmolzen und ein Flüstern ging von einem zum andern.

Da ertönte plötzlich hinter einer der Säulen, die die Decke stützten, ein leiser, kaum vernehmbarer Aufschrei. Eine kleine Hand preßte sich fest um die einer älteren Frau.

„Komm, Mutter — komm raus — ich will fort!"

Maren zog ihre leicht widerstrebende Mutter aus dem Saale.

„Deern, Maren — was hast du?" fragte Frau Carsten erschrocken, „was ist geschehen?"

„Fort — nur fort!" stotterte Maren, ließ sich in der Garderobe ihre Sachen geben, zog mit fliegender Hast ihren Regenmantel über, stülpte den Hut auf den Kopf und zog die ganz bestürzte Mutter hinaus in den Garten, wo der Regen leise von den Bäumen tropfte.

„Deern, so sprich doch endlich!" mahnte Frau Carsten voll innerer Unruhe.

„Nichts mehr sehen — nichts mehr hören!" preßte Maren mit tränenerstickter Stimme hervor.

„Aber du hast es doch selbst gewollt, daß wir auf die Einladung hin hergingen —," entgegnete Frau Carsten und schlang den Arm um ihr zitterndes Kind. „Was bedeutet diese Flucht — wer hat dir etwas getan?"

„Es ist alles aus — alles vorbei!" kam es wie ein unterdrückter Aufschrei über Marens Lippen. „Komm nach Haus, Mutter — komm nach Haus!"

Vom Saale her klang die verführerische Tanzmusik herüber, da nahm Maren den Arm ihrer Mutter fester und zog sie durch den nassen Garten auf die Straße.

(Fortsetzung folgt.)

Bunte Chronik

Lebendig eingefroren

Vierundzwanzig Stunden in einem Eissarg.

Oft haben indische Fakire das Experiment gezeigt, sich lebendig begraben zu lassen. Alles dieses wird aber weit in den Schatten gestellt von dem Experiment eines Argentiniers, Pedro Natiz, das dieser kürzlich in Neuyork vorführte. Er hat sich lebendig in Eis einfrieren lassen und wurde 24 Stunden später befreit, ohne gesundheitlich irgendwelchen Schaden erlitten zu haben. Vor Beginn der Vorführung erklärten zwei Aerzte, die Natiz untersuchten, Puls und Herz für vollkommen normal. Durch bloße Willensanstrengung versetzte sich der weiße Fakir in Bewußtlosigkeit, wobei naturgemäß eine außerordentlich geringe Herztätigkeit festgestellt wurde. Es stand ein mit Wasser gefüllter Metallsarg bereit, in den Natiz von zwei Gehilfen hineingelegt wurde, nachdem man seinen Körper mit mehreren Salben eingerieben hatte. Der offene Sarg kam nun in einen anderen Raum, dessen Temperatur künstlich auf 5 Grad unter Null gehalten wurde. Natürlich gefror das Wasser nach kurzer Zeit, und infolge der Konstruktion des Sarges lag der Körper des Argentiniers vollständig in einem Eisblock. In dem offen auf einem Tisch stehenden Sarge blieb der Fakir nun volle 24 Stunden, selbstverständlich auf das Allerstrengste von einer ärztlichen Kommission bewacht. Als das Eis nach dieser Zeit behutsam aufgetaut wurde, war der Körper von Natiz vollkommen regungslos und kalt, das Gesicht ganz weiß. Seine beiden Assistenten massierten ihn erst eine halbe Stunde, dann legte man ihn in ein lauwarmes Bad und nach einer weiteren halben Stunde war Natiz bei vollem Bewußtsein. In chemischen Laboratorien sind mit kaltblütigen Tieren wie Fröschen, Kröten, Krebsen und Skorpionen schon oft ähnliche Versuche erfolgreich gemacht worden, während sie bei warmblütigen Tieren, zum Beispiel Vögeln, stets mit dem Tode endeten. Pedro Natiz erklärte, daß er sein Experiment wiederholen will. Er behauptet, diese Fähigkeiten nur durch Schulung seiner Willenskraft nach indischer Fakirart und durch unerhört intensives jahrelanges Training erlangt zu haben.

Max Pallenberg und die Amstelbank

Berlin. Max Pallenberg und seine Frau Fritzi Massary haben einen großen Teil ihres Vermögens, und zwar 227 000 Dollar, die auf der Amstelbank in Holland hinterlegt waren, bei deren Zusammenbruch verloren. Pallenberg ist in Wien eingetroffen, um an der Gläubigerversammlung der Amstelbank teilzunehmen. Pallenberg will mit aller Schärfe gegen die Amstelbank vorgehen. Im nächsten Monat will der Künstler in Wien einen öffentlichen Vortrag halten, der den Titel trägt: „Die Amstelbank, ihre Generaldirektoren und ich." Einem Mitarbeiter des „Berliner Tageblattes" erklärte Pallenberg: „Ich bin entschossen, mit allen Mitteln, die es gibt, gegen die Bankverbrecher vorzugehen. Ich war in Amsterdam und hatte Gelegenheit, mich persönlich von der grauenvollen Wirtschaft zu überzeugen, die in der Amstelbank herrscht. Ich werde mir ein Theaterstück schreiben lassen „Die Amstelbank", und ich denke nach, ob ich darin den Präsidenten Rothschild oder seinen Generaldirektor Ehrenfest spielen soll. Ich habe mir zum Lebensziel gemacht, so lange nicht zu ruhen, bis die Leute, die hier schuld sind, bestraft werden. Ich bin gesonnen. alle Mittel anzuwenden, selbst die absurdesten, die je da waren." — Wer sein Geld im Ausland — verliert, braucht für den Spott nicht zu sorgen!"

Fünfzehnjährige Erpresserin

Prag. In Brünn wurde ein 15jähriges Schulmädchen verhaftet, das an zahlreiche Personen Drohbriefe gerichtet hatte, um ihnen Geld zu erpressen. Sie forderte in diesen Briefen die Einsendung von größeren Geldbeträgen, und zwar postlagernd unter der Chiffre „Sofort". Für den Fall der Weigerung kündigte die Schreiberin Vitriolattentate oder Denunziationen an. Einem Kaufmann drohte sie sogar damit, daß sie sich an seinen Kindern rächen werde. Das Mädchen wurde in dem Augenblick verhaftet, als es die Antwortschreiben beheben wollte. Die jugendliche Erpresserin erklärte, daß sie sich Geld zur Fortsetzung ihres Studiums verschaffen wollte.

Herrenlose Banknoten auf Reisen

In Passau wurde im Schnellzug Berlin—Wien ein Baron Waldoff aus München und der Wiener Kaufmann Erwin Polower verhaftet, weil sie im Verdacht stehen, sich mit dem Schmuggel von Valuten und Aktien zu beschäftigen. Im Zuge wurde bei der Zollrevision ein Koffer gefunden, in dem sich Valuten und Wertpapiere befanden, zu dem sich aber keiner der Fahrgäste bekennen wollte. Man vermutete nun, daß die beiden Reisenden die Besitzer des Koffers seien, und verfügte ihre Festnahme. Polower besaß einen falschen Diplomatenpaß. Waldoff wurde freigelassen, weil ihm das Eigentum am Koffer nicht nachgewiesen werden konnte. Waldoff und Polower wurden seinerzeit im Zusammenhang mit den Rentenfälschungen im Hause Stinnes viel genannt. Waldoff war damals Sekretär von Hugo Stinnes.

Gemüsebau oder Entlassung

Neuyork. Henry Ford hat Auftrag gegeben, jedem verheirateten Mann, der in seiner Fabrik tätig ist, mitzuteilen, er müsse in seinem Garten genug Gemüse anbauen, damit er im kommenden Winter den Lebensmittelbedarf seiner Familie wenigstens teilweise decken könne. Verheiratete Arbeiter, die kein Gemüse ziehen, werden entlassen werden. Ford hat diesen Plan erdacht, um angesichts der ansteigenden Arbeitslosigkeit sich in Ruhe über die Arbeitslosenversicherung oder andere Formen sozialer Gesetzgebung entscheiden zu können. Die Arbeiter werden beim Gemüsebau von Fachleuten unterstützt werden, die zeigen sollen, wie man die Gemüsekultur intensiv betreibt. Im nächsten Jahre werden die von den Inspektoren erzielten Ergebnisse von Ford überprüft werden. Vorläufig ist nicht festgesetzt, wie groß die Produktion des einzelnen Arbeiters als Gemüsebauer sein muß.

London im Licht

London. Der internationale Beleuchtungstechnische Kongreß wurde am 1. September hier eröffnet. Zur Feier der Eröffnung wurden die wichtigsten Gebäude der Stadt durch gewaltige Scheinwerfer angestrahlt, u. a. wurde z. B. Bugkingham-Palace von nicht weniger als 200 Scheinwerfern überflutet.

Eine Frau als Räuber

Berlin. Der seltene Fall, daß sich eine Frau wegen Raubes zu verantworten hat, ereignete sich vor dem Schöffengericht Charlottenburg. Die 33jährige Kontoristin Else Matter war beschuldigt, am 19. Juni eine 70jährige Dame im Fahrstuhl eines Hauses in der Lietzenburger Straße überfallen zu haben, indem sie ihr eine Hand voll Pfeffer ins Gesicht warf und ihr dabei die Handtasche entriß. Die Angeklagte, die schon wegen Diebstahls vorbestraft war, war geichzeitig des Taschendiebstahls angeklagt, da sie einige Zeit vorher einer Dame in der Lebensmittelabteilung eines Kaufhauses das Portemonnaie aus der Handtasche gestohlen hatte. Die Angeklagte war geständig und behauptet, beide Straftaten aus bitterster Not getan zu haben. Sie habe in der Lietzenburger Straße eine sehr elegante Dame vor sich gehen sehen und angenommen, daß diese Geld bei sich hatte. Sie war nach ihr in das Haus gegangen und hatte dem Portier gesagt, sie wolle zu einem Arzt. In der Fahrstuhltür traf sie auf die alte Dame und überschüttete sie mit Pfeffer. Der Portier eilte sofort hinzu und nahm das Mädchen auf der Straße fest. Auf die Frage, warum sie sich denn Pfeffer besorgt habe, erklärte die Angeklagte, daß sie von einem solchen Ueberfall in der Zeitung gelesen hätte. Auf Antrag von R.-A. Dr. Eisenstädt wir Obermedizinalrat Woker als Sachverständiger geladen, der der Angeklagten bei ihren Taten große Erregbarkeit attestierte. Demgemäßt erkannte das Gericht auf mildernde Umstände und verurteite die Angeklagte wegen Raubes und Taschendiebstahls zu neun Monaten Gefängnis.

Lachsfischer verbrennen ihre Beute

Oslo. Der Lachsfang in Norwegen ist in diesem Jahre außerordentlich ergiebig. Die norwegischen Lachsexporteure befinden sich in außerordentlicher Bedrängnis, weil sie ihre überaus großen Bestände in den Hauptabsatzgebieten England und Deutschland nicht unterbringen können. Die herrschende Wirtschaftskrise hat die Aufnahmefähigkeit für Lachs stark herabgesetzt, obwohl die Preise weit unter denen der letzten 20 Jahre liegen. Die Lachsexporteure sind gezwungen, ihre großen Bestände zum Teil zu verbrennen.